Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur
Deutschen Rundschau
Nr. 298. Bromberg, den 24. Dezember 1936

Der Schimmer von Bethlehem

Von Josef Bernhart

Hannah diente als Hirtin bei einem Bauern vor Bethlehem. Sie war an Jahren nicht mehr Kind, doch auch noch keine vollerwachsene Jungfrau. Sie trieb, wie sie mußte, ihre Herden aus, sie schor, wenn die Zeit gekommen war, die Schafe, sie suchte, wenn eines in die Irre ging, ihm nach, bis sie es gefunden hatte. Und weil sie ihren Dienst treu versah, war man mit ihr zufrieden. Niemand aber konnte sagen, daß er oder irgend jemand Hannah liebe. Nein, dafür war sie nicht schön genug, war weder zart noch freundlich. Ja, der Wahrheit nach gesprochen, Hannah war häßlich von Angesicht, sie war mürrisch, ungut und bei alledem noch stolz. Wie hätte jemand nach ihr sehen oder gar sie lieben sollen! Man ließ sie mit den Schafen und den Ziegen ihres Weges gehn und dachte sich, wie gut es doch wäre, daß sie nur mit Tieren umzugehen habe, die es gar nicht sähen, wie häßlich ihre Hirtin ist. Und die Schafe und die Ziegen sahen es wirklich nicht; sie hatten Hannah lieb, sie drängten ihr nach, wohin immer sie ging, folgten hurtig ihrem Wink und Ruf. Ja, da war eine Ziege, Hannahs einziges Eigentum, die ihre Hirtin liebte, wie sonst nur Menschen lieben. Auch wenn die andern beim Grasen sich weiter fort entfernten, streifte sie stets um Hannah herum und fraß viel lieber die Büschel, die von ihrer Hand gerupft waren, als was sie selber vom Boden fraß. Bei Hannah war sie guter Dinge, ohne Hannah traurig, und die anderen Hirten, die Knechte und Mägde des Bauern, sagten untereinander, in diese Ziege müsse wohl ein Mensch verzaubert sein, der mit Hannahs Häßlichkeit Mitleid habe. Für Hannah selbst aber war es gut so, denn nun konnte sie auf die Liebe der Menschen und ihr Lob leichter verzichten.

Und das tat sie auch. Sie ging allen aus dem Wege, so gut sie konnte. Wenn es nötig war, trieb sie ihre Herde nach dem Hof des Bauern, die übrige Zeit aber saß sie mit den Tieren auf der Weide, und dies fast immer, nämlich der Tränke wegen, bei einem Brunnen. Da ist es nun zu verwundern, daß Hannah in diesem einzigen Spiegel, der ihr zu Gebote stand, sich so oft betrachtete, wie es sonst nur schöne Mädchen tun. Da sah sie hinab, da sah sie ihre breite Nase, ihre düster blickenden Augen und den großen Mund, der so trotzig aufgeworfen war und nicht lachen konnte. Das sah Hannah jeden Tag und hörte dennoch nicht auf, sich zu betrachten, so als müßte eines Morgens doch einmal ein anderes, ein schöneres Angesicht aus dem Brunnen glänzen. Ja, im Grunde ihres Herzen sehnte sich Hannah nach nichts so sehr, als schön zu werden, vollkommen schön von Angesicht, und sie wurde mit jedem Tag bitterer in ihrem Herzen, daß sie es nicht war. So schämte sie sich unter die Menschen zu gehen, blieb Tag und Nacht bei ihren Tieren und hatte keine andere Liebe als diese.

Eines Abends nun, gegen Sonnenuntergang, saß die Hirtin wie gewöhnlich in der Höhle, in der sie nach dem Imbiß zur Ruhe ging, während draußen um sie her die Herde lagerte. Sie war besonders traurig, ohne zu wissen warum, und saß im dunkelsten Winkel neben einer Futterkrippe auf der Erde, während die Ziege, die nie von ihrer Seite wich, ihr mit dem Kopf im Schoße lag. Hannah aber sah unverwandt durch die Öffnung der Höhle, die nach Westen lag, wo jetzt die Sonne groß und schön unterging. In ihrem Licht sah sie die Stadt so feierlich daliegen, daß sie glaubte, nie sei Bethlehem schöner gewesen. Aber es waren heute nicht die Häuser, auf die sie ihren Blick heftete, sondern die ungezählten Scharen von Menschen, die auf allen Straßen herzuströmten. Am Wanderstab, auf Eseln, Pferden und Kamelen kamen sie auf den Befehl des Kaisers herbei, der alles Volk im Lande zählen ließ. Wie mochte es lärmen und wimmeln in den Gassen, in den Häusern! Vom Hofe des Bauern waren sie alle hingelaufen, um das Treiben anzusehen, die fremden Gesichter vom Norden und vom Süden, die reichen Gewänder, die hochgesattelten Tiere.

„Ich bin nicht mitgegangen", sagte Hannah zu sich selbst und streichelte den Kopf der Ziege. „Ich bin ja nur eine Hirtin, mein Kleid ist schlecht, mein Haar wirr und ohne Glanz. Dort sind die stolzen Männer, die nach stolzen Frauen suchen. Dort sind die schönen Frauen, die wandeln wie die Königinnen. Sie duften nach der Salbe, ich rieche nach den Tieren. Sie funkeln von Gestein, wenn sie auf ihrem reichen Lager ruhen, ich liege im Heu, mein Trost ist die Nacht, die meine Häßlichkeit bedeckt, meine ganze Liebe ist ein armes Tier, das meckert, wenn ich rede, und meckert, wenn ich weine. Aber seid immer stolze Herrn, schöne Frauen, ihr dort in der Stadt, ich bin Hannah, die euch verachtet."

Die Ziege meckerte und bettete ihren Kopf tiefer in den Schoß des Mädchens.

Die Hirtin sah in der Ferne unter dem schönen Licht der Abendsonne immer neue schwarze Scharen heranziehen und wunderte sich, daß die Stadt sie alle fassen könne. Sie sah es und wurde immer trauriger, denn heimlich, im Grunde ihres Herzens, wünschte sie schön und reich zu sein. Allmählich fing sie an zu denken: Warum bin ich nur Hannah, die Hirtin? Und über diesem Gedanken der Traurigkeit ging die Sonne hinunter, und es wurde dunkel. Hannah sah nichts mehr als die Sterne, die aufgingen, und sie hörte nur den Atem der Ziege in ihrem Schoß und draußen um die Höhle her den leisen Nachtwind auf ihrer Flur.

„Das ist der große Mantel, den ich liebe", sagte sie und schloß die Augen.

Nicht lange, und ein Lichtschein, der auf ihr Gesicht fiel, schreckte sie. Es war ein Mann mit einer kleinen Lampe, deren Flamme er mit der Hand schützte. „Laß uns hier nächtigen", sagte er, „mein Weib hat in dieser Nacht ihre schwere Stunde, in Bethlehem aber ist kein Dach für uns. Ich will es dir lohnen, Mädchen, wenn du dich meines Weibes annimmst."

„Wer seid Ihr", fragte Hannah kurz und rauh, ohne aufzustehen.

„Ein Handwerker aus Nazareth."

„So kommt mit Eurem Weibe, wenn ihr mit Heu und Stroh zufrieden seid."

Der Mann ging hinaus und führte den Esel herein, auf dem sein junges Weib saß. Hannah sprang von ihrem Lager auf, denn diese Frau war schöner als alle, die sie je gesehen. Aber da sie alle schönen Frauen beneidete, brachte sie kein freundliches Wort hervor und schwieg. Da öffnete die schöne Frau auf dem Esel ihren Mund und sprach: „Du bist eine Hirtin, Mädchen, ich weiß, dein Herz ist gut; nimm uns auf für diese Nacht!"

Die Ziege meckerte und schmiegte sich an Hannah, als wollte sie zur Liebe mahnen. Hannah betrachtete die junge Frau, die Augen mit dem königlichen Strahl, den gütevollen Mund. Das war nicht die Schönheit derer, die sie neidete. Und so sprach sie: „Ich bin Hannah — Euch zu dienen, Herrin."

Der Mann legte die Arme um sein Weib und hob es sachte ab vom Tier und ging hinaus. Da stand sie groß in ihrem wollweißen Gewande, das weit und ohne Gürtel war. Hannah sah sie an und konnte nicht anders, als sich ehrfurchtsvoll zur Erde beugen.

„Nicht ich bin es, der du dienen sollst", sagte die junge Frau, „nicht in meinem Namen bitte ich, sondern für den, der heute Nacht geboren wird."

„Wem es auch sei, Herrin — sagt mir, wie ich Euch helfen kann!"

Die schöne Frau legte ihre Hand auf den Scheitel des Mädchens und sprach: „Unsere Zehrung ist zu Ende. Ich werde dirs danken, wenn du einen Krug mit Wasser bringst, ein wenig Brot und Früchte."

„Ich will es", sagte Hannah, aber sie verweilte noch gerne unter der Hand, die sie berührte, bis der Mann mit Teppich und Polster zurückkam, um seinem Weibe ein Lager zu bereiten. Da ging sie hinaus und hatte über sich den nächtlichen Himmel und glaubte, daß die Sterne schöner als irgendwann herniederstrahlten. Und noch einmal wandte sie sich um und sah, wie die Frau im weißen Gewande auf der Erde kniete und die Arme im Gebet spannte. Wer ist sie, fragte Hannah, und ihr war, als müßte auch sie auf die Knie fallen. Da kam der Mann aus der Höhle heraus und ging hinein ins Dunkel der Nacht. Hannah sah ihn nicht mehr, aber sie lauschte, was geschehen würde, und bald vernahm sie seine Stimme und hörte, wie er auch zu beten anfing. Wer sind diese, fragte sie abermals und begann mit der Ziege, die ihr folgte, zu laufen, immer weiter in die Nacht hinein. Es ist das erste Mal, dachte das Mädchen in seinem Herzen, daß eine schöne Frau in solcher Liebe zu mir sprach. Und ich bin doch nur Hannah, die arme Hirtin! Wie mag es kommen, daß sie nicht sieht, wie häßlich ich bin und wie wenig ihrer Liebe wert. Ich will es ihr vergelten und ihr bringen, was ich finden kann. Und als sie am Hofe angelangt war, ging sie hinein in ihre Kammer wo das wenige, das sie besaß, beisammen war. Ach, daß sie nichts hatte, was sie ihr schenken konnte! Nur ein Stück Tuch von Wolle und ein Stücklein Linnen, ein Geschenk des Bauern aus dem letzten Jahre, nannte sie ihren Überfluß. Es ist zu gering, als daß sie es der hehren Frau zu Füßen legen oder gar es um Leib und Haupt ihr hüllen dürfte. Doch die klare Nacht wird kalt, doppelt kalt in der Höhle, und ehe die Glieder frieren möchten, soll das warme Tuch sie schützen, sei es auch gering und ohne Farbe. Hannah nahm beides hervor und steckte es durch ihren Gürtel, dann ging sie Wasser schöpfen und füllte einen Korb mit Brot und Früchten. So hatte sie schon oft getan, wenn ein Fremdling an der Schwelle um Erquickung bat, heute aber war es ihr, als seien die Dinge in ihrer Hand nicht mehr die alten. Sie glaubte von Ort zu Ort zu schweben und ihr Herz schlug, daß sie es hörte. Als sie aber wieder aus dem Hause trat, bannte sie ein süßer Schrecken an die Stelle. Steil vom Himmel herab fiel ein heller Schein, der gerade über ihrer Höhle stand und sie blendete, daß sie die Augen zu Boden schlug. Ihr war, als finge der Nachtwind in der Höhe an zu singen, eine Stimme um die andere, und als sie die Augen wiederum nach oben wandte, sah sie in der Lichtbahn, die vom Himmel zur Erde fiel, schimmernde Gestalten auf und nieder schweben. Sie fühlte, daß ihr Fuß versagte, und setzte sich mit ihren Sachen auf die Erde, wo alles deutlich wie am Tage war. Sie wollte miteinstimmen in die Lieder aus der Höhe, statt des Gesanges aber kamen ihr die Tränen, und das treue Tier drückte ängstlich seinen Kopf an ihren Hals.

„Ich träumte nur", sagte Hannah, „wie sollte es mir, der Hirtin, geschehen, daß dies in Wahrheit sich begebe. Was immer Schönes ich gesehen, war nur ein Traum und verfloß, wenn ich erwachte. Ja, ich werde wiederum erwachen und alles wird wieder sein, wie es gewesen. Ich bin ja nur Hannah." Sie umarmte ihre Ziege und glaubte, daß das Tier das einzige sei, was ihr treu verbliebe, ihr ganzes Teil von dieser großen Welt.

Die Stimmen in der Höhe aber wurden noch mehr und ihre Lieder wurden voller, die schimmernden Gestalten schwebten noch tiefer herab auf die Höhle, und ihre weißen Flügel streiften noch weiter umher auf den Fluren, die Hannahs Fluren waren. Sie blickte hin, ob dies in Wahrheit ihre Hügel seien und die Felder, auf denen sie tagaus, tagein die treuen Tiere weidete. Nun löste sich auch die Ziege von ihrem Halse los und begann mit Freudenlaut umherzuspringen. Da erkannte sie, daß es kein Traum sei, in dem ihr Sinn befangen war, nahm den Korb mit Früchten und auch den Krug mit Wasser und machte sich so zaghaft wie ein Kind, das seine ersten Schritte tut, auf ihren Weg und schritt mit lautem Lobgesang in die taghelle Nacht, der Höhle zu.

Während sie aber der Höhle näher kam, wurde der Lichtschein vom Himmel schwächer, die Gestalten hoben sich wieder zur Höhe und ihre Stimmen wurden leiser. „Ach, es vergeht", sagte Hannah und wurde traurig. „O bleibe, du Licht", rief sie, bleibet, ihr Flügel, ihr Lieder, bleibet in den Lüften! Immer soll es herrlich sein auf dieser Erde. Oder, wenn ihr vergehen müßt, kommt wieder und macht alle Nächte schön wie diese. Dann will ich auch zur Nacht nie mehr sagen: „Komm und sei schwarz! Du bist der große Mantel, den ich liebe." Komm, Nacht, will ich dann sagen, damit auch das große Licht erscheine, das dich erhellt!"

Aber Hannah flehte umsonst. Das Licht verging, die Gestalten erloschen, die Lieder verstummten, und endlich war alles wieder wie zuvor, dunkle Nacht mit den alten kleinen Sternen hoch am Himmel. Hannah lachte zwischen Tränen und sagte bitter: „Es war ein Traum, alles Schöne ist ein Traum und vergeht. Was übrig bleibt, das ist das Böse und das Häßliche, und dieses allein ist das Wahre und das Wirkliche. Wie töricht, daß ich mich täuschen ließ!" — Sie blieb stehen und zweifelte, ob sie weitergehen solle. Gewiß war auch dies in der Höhle dort nur ein Traum. Wie könnte eine Frau so schön sein wie jene, es sei denn im Traum! Bis Hannah hinkommt, wird alles vergangen und erloschen sein und die alte kalte Nacht in der Höhle liegen, wie es immer war. Sie will heute nicht in der Höhle schlafen, die sie mit der schönen Erscheinung so betrogen hat, sondern im Freien zwischen ihren Tieren. — Hannah hatte so lange stillgestanden und gezweifelt, daß die Ziege jetzt ungeduldig wurde und die Hirtin mit den Hörnern weiterschob. So ging sie denn in tiefer Seele traurig weiter

Weihnachtslied

von Ernst Moritz Arndt.

Blüh denn, leuchte, goldner Baum
Erdentraum und Himmelstraum,
Blüh und leuchte in Ewigkeit
Durch die arme Zeitlichkeit!

Sei uns Bild und sei uns Schein,
Daß wir sollen fröhlich sein,
Fröhlich durch den süßen Christ,
Der des Lebens Leuchte ist.

Sei uns Bild und sei uns Schein,
Daß wir sollen tapfer sein,
Auf des Lebens Pilgerbahn,
Kämpfend gegen Lug und Wahn.

Sie glaubte nicht mehr an das, was sie gesehen, viel weniger, daß sie selbst gesungen hatte, und hoffte auf keine Freude mehr.

Wie bald aber erkannte Hannah zu ihrem süßen Schrecken, daß sie unrecht hatte! Wahrhaftig drang dort aus der Höhle ein heller Strahl und zeigte an, daß die wundersamen Leute noch drinnen waren. Hannah lief, daß ihr das Wasser aus dem Kruge sprang, mit ihr lief die Ziege und ließ ihr munteres Gemecker in die Nacht erschallen. Hat das große Licht vom Himmel die Geburt des Kindes bedeutet, daß die schöne Frau erwartete? Ist es schon geboren? Was für ein Kind, was für eine Mutter, daß solche Dinge geschahen!

Es dauerte nicht lange und Hannah lag vor der glänzend hellen Höhle auf den Knien und vergoß Freudentränen. Jetzt sah sie die schöne Frau, die lächelnd auf dem Teppich lag, jetzt sah sie den Mann, wie er sich über die Futterkrippe beugte, in der — noch sah es Hannah nicht — das Kindlein liegen mochte, jetzt sah sie den Esel dabei, der ihm seinen warmen Atem schenkte. Das Licht aber, das alles erfüllte, ging von der Krippe aus, und man sah, daß es nicht das Licht von einer Lampe war. Hannah stand nun auf und wollte hineingehen, aber sie wagte es nicht, und der Krug und das Körbchen in ihren Händen zitterten. Da fing die Ziege an zu meckern und verriet ihre Hirtin, und die Frau in der Höhle erhob ihre Stimme und rief hinaus: „Wenn du Hannah bist, komm herein!" Und als Hannah eingetreten war, gab sie dem Mann, der ihr mit seligem Antlitz dankte, das Wasser, das Brot und die Früchte und sank, da ihr Blick in die Krippe fiel, mit lautem Weinen in die Knie und deckte die Hände vor ihr Gesicht. Ihr war, als habe sie in den Himmel gesehen und müßte nun vergehen wie am Halm der Tropfen in der Sonne.

„Reiche mir deine Hand, Hannah", sagte die schöne Mutter des Kindes. Hannah tat es und lauschte auf die Rede, die von dem lächelnden Munde kam: „Selig bist du, Mädchen, daß du diese Nacht gesehen! Von nun an geschehe dir gut, denn heute ist die Nacht der Gnaden. Bitte das Kind um alles, was du willst, und du sollst es empfangen!" — Hannah wandte ihre Augen nach der Krippe, und während ihr Mund schwieg, betete ihr Herz: „Schön bist du, Kind, schön ist deine Mutter, laß auch mich schön werden, obgleich ich nur Hannah bin, die Hirtin." Und sie sah das Kind an und hätte es wohl die ganze Nacht betrachtet, hätte nicht die Mutter sie angerufen und gesprochen: „Ich sehe Wolle und Linnen an deinem Gürtel; schütze mein Kind, denn die Nacht ist kühl." Da schämte sich Hannah, daß sie ihres Geschenkes ganz vergessen hatte, und schickte sich eilig an, den Wunsch der Mutter zu erfüllen. Als sie aber das Kind in ihren Händen hielt, ging es ihr so selig durch den Leib und auch die Seele, daß sie es küssen wollte. Da blickte sie fragend die schöne Mutter an, und diese nickte nur und lächelte. Hannah aber konnte das Kind nicht küssen, wie sehr sie auch danach verlangte, und legte es, in ihr Linnen gehüllt, zurück in die Krippe.

Indessen hatte der Mann Speise und Trank bereitgelegt, und nun genossen sie alle drei davon, und Hannah konnte nichts als schweigen und das Kind betrachten. Endlich aber, als die Herrin zu ruhen wünschte, erhob sich die Hirtin von dem himmlischen Mahle und ging hinaus in die Nacht. Da sah sie im Schein der Sterne Gestalten auf der Erde liegen und hörte sie im Flüstertone beten. Hannah erkannte sie als Hirten aus der Gegend und sie wunderte sich sehr, daß auch diese herbeigekommen waren. Leise schlich sie fort zu ihren Tieren und legte sich zum Schlafe nieder. Als sie die Augen geschlossen hatte, nahm sie einen weißen Schimmer wahr — das Licht des Kindes war ihr treu geblieben.

Am anderen Morgen wurde die Hirtin von der Freude ihres Herzens aufgeweckt. O, was kann ich für das Kind und und seine Mutter tun, sagte sie, als sie die Augen aufschlug und wiederum das Licht vor sich schweben sah. Im Herzen war es ihr, als müßte sie um ihre große Liebe zu stillen, ihnen etwas Großes schenken. Sie sah an ihrem schlechten Gewande hinab, das grau war wie der Staub, sie sah ihre armseligen Schuhe an, sie faßte mit den Händen an ihr Haupt als müßte in ihrem Haar sich Gold und Edelgestein finden, dann aber klagte sie und rief: „Hannah hat nichts!" Da kam die Ziege herzugesprungen und meckerte zum Morgengruß. Hannah liebkoste sie und dachte in ihrem Sinn, ob sie wohl die Ziege verschenken könnte. Da wurde sie traurig und schlang die Arme um das Tier, denn außer diesem hatte sie niemand auf der Welt.

An diesem Tage ging Hannah zeitig in die Höhle und sie diente, während eine himmlische Freude sie erfüllte, der schönen Mutter und dem Kinde. Und als der Tag vergangen war, konnte sie vor Ungeduld den nächsten kaum erwarten, und am dritten wünschte sie, es möchte immer so bleiben, daß sie den Dreien dienen dürfte. Da lagen sie, als der Mittag warm herniederschien, friedlich auf dem Rasen vor der Höhle, und Hannah vernahm die Stimme der schönen Frau, die ermahnte, ihrer treuen Tier nicht zu vergessen. Die Schafe aber und die Ziegen wußten ihre Plätze auch ohne Hannah, und nur des Abends an der Tränke warteten sie mit Blöken und Gemecker auf die Hirtin.

Bald kam der Tag heran, an dem die schöne Mutter genesen war und zu ihrem Manne sagte: Wir wollen uns aufmachen und weiterziehen. Das Wort fuhr wie eine spitze Klinge in die Seele Hannahs. Nun war es so gekommen, daß sie nichts schöner fand, als den Dreien in ihrer Bedürftigkeit zu dienen. Was sollte sie beginnen, wenn sie wiederum allein auf ihren Fluren stand? Wo waren andere Menschen von solcher Art, daß sie ihnen hätte dienen mögen!

Hannah erwog in ihrem Herzen, welche Liebestat sie der schönen Mutter noch erweisen könnte. Da kam die Ziege herbei und drückte ihren Kopf in Hannahs Schoß. „Willst du, daß ich dich verschenke," sagte die Hirtin und liebkoste das Tier, das ihr Ein und Alles war.

Da führte der Mann den Esel aus der Höhle und war der Mutter behilflich, sich in den Sattel zu setzen, indessen Hannah das Kind auf ihren Armen trug, warm von ihm umschlungen. Wie klopfte Hannahs Herz, wie heiß stieg es ihr vom Herzen in die Augen! O, eines solchen Kindes Mutter sein, eine Mutter, schön wie diese!

Da fragte die hehre Frau, als sie schon im Sattel saß und ihr wollweißes Gewand zu Boden floß, in tiefer Dankbarkeit, ob Hannah in ihres Herzens Heimlichkeit sich etwas Schönes gewünscht habe.

„Die Schönheit selbst", sagte Hanna und schlug errötend die Augen nieder.

„Du sollst sie empfangen, Hannah!"

„Was muß ich tun Herrin, damit es wahr werde?"

Die Frau antwortete: „Schön wird, wer sein Liebstes hingibt."

Da bedachte Hannah, was dies Wort zu bedeuten habe. Endlich rief sie die Ziege herbei, fiel in die Knie, umschlang das Tier und nahm von ihm Abschied. „Gott weiß, du bist mein Liebstes", sagte sie, „nun aber sollst du nicht mehr mein sein. Ich danke dir, daß du mir treu warst in den guten und bösen Stunden. Nun geh mit diesen . . ." Da plötzlich verstummte Hannah und umschlang das Tier noch inniger; denn während sie sagte, daß sie die Ziege weggeben wolle, konnte sie es nicht. „Um was gäbe ich sie fort als nur um meine Schönheit! Es wäre nicht gut von mir, wenn ich mein Liebstes, das mir so treu gewesen, laufen ließe, um meiner Schönheit willen . . Herrin, was müßtest du da von Hannah denken? — Indem sie aber so sprach, wunderte sie sich selbst, wer ihr diesen Gedanken eingegeben habe, da sie doch immer schon nichts sehnlicher gewünscht hatte, als schön zu werden.

„Hannah", sagte nun die Herrin und lächelte wie ein Tag im Mai, „du sollst schön werden, denn du hast dein Liebstes hingegeben. Dein Liebstes aber war nicht deine Ziege, sondern der Wunsch in deinem Herzen. Nun küsse mein Kind, auf daß du schön werdest!"

Hannah küßte es und stand in Seligkeit vergessen da. Der Mann nahm es ihr aus den Armen, die drei zogen fort, aber Hannah mit der Ziege stand noch immer da. Und als die drei schon in weiter Ferne waren, stand sie immer noch, den weißen Schimmer vor den Augen. — —

Die Tage gingen um, die Sonne stieg und fiel in ihrem alten Lauf, die Nächte waren wie zu aller Zeit, dunkel, einsam, ohne Lieder. Auch Hannah saß auf ihren Fluren, aber in ihrem Herzen war der Wunsch gestorben, schön zu werden. Nie mehr war sie an den Brunnen gegangen, um in seinem Spiegel sich zu sehen. Ja, sie dachte auch nicht an die Schönheit, nicht einmal mehr, denn ihre Gedanken waren noch voll von der Schönheit, die sie in der Krippe gesehen, und diese dünkte sie von anderer Art zu sein als jene, die man vor den Spiegel trägt. Ihren Augen aber war der Schimmer treu geblieben, er schwebte auf allen Wegen vor ihr her, er legte sich auf alle Dinge, die häßlichen zumal, die aus sich selber keine Schönheit hatten. Sie liebte ihre Ziege und alle Tiere wie zuvor, sie schalt nicht auf die Menschen und sagte nie mehr: Ich verachte euch. Sie ließ die Reichen reich, die Schönen schön sein, ohne Haß und konnte durch jenen Schimmer allen gleich froh ins Auge sehen.

Hannah dachte kaum mehr an sich selbst, ob sie schön sei oder häßlich. Was die Knechte und die Mägde von ihr sagten, daß sie nun milder blicke und manchmal auch ein Lächeln zeige, schien ihr selbst nicht wahr. Wie es auch sein mochte, sie blieb die Hirtin ihrer Tiere, glücklich, daß das Licht vor ihren Augen war.

Eines Tages aber wurde der Hof des Bauern, dem Hannah diente, ja die ganze Gegend vom Aussatz heimgesucht. Da überließ sie ihre Tiere andern Händen und ging hin, den armen Menschen zu helfen und zu dienen. Niemand vermochte dies so leicht wie sie, denn der weiße Schimmer deckte zu, was Häßliches an ihnen war.

Immer weniger dachte Hannah an ihr Angesicht. Wenn sie Mädchen sah, die sich über den Brunnen beugten, lächelte sie, und konnte es nicht glauben, daß auch sie einst so getan. Dennoch fingen die Menschen unter sich von Hannahs Schönheit an zu reden. Ja, eines Tages stand ein Vornehmer, der durch jene Gegend zog, vor ihr und begehrte sie zum Weibe. „Hannah ist schön", sagte er. Sie errötete und sprach: „Lasset von mir. Ich bin es nie gewesen." Da erwiderte der Vornehme: „So hast du nie dein Ebenbild im Spiegel gesehen?" — „Längst nicht mehr", sagte Hannah und lächelte, „es wäre auch vergeblich — vor meinen Augen ist ein Schimmer, der mich hindert, mich selbst zu sehen."

So diente Hannah weiterhin den Kranken, bis sie selbst krank wurde und darniederlag. Es kam die Stunde, wo das Licht vor ihren Augen immer heller, immer größer wurde. Sie nahm Abschied von der Ziege und lächelte zum letztenmal. „O Licht", rief sie aus, „o Schönheit — Schimmer von Bethlehem!"

Vor Weihnachten.

Die nachstehende kleine Geschichte haben wir der „Rheinisch-Westf. Ztg." entnommen. Sie ist lesenswert.

Ich bin melancholisch. Ich weiß nicht warum, oder ich stelle mich wenigstens so. Melancholisch sein ist nur angenehm, wenn man nicht weiß warum.

Ohne Mantel bummele ich durch die abendliche Straße. Es ist plötzlich so warm, als wenn es Frühling werden wollte. Wenn man keinen Mantel trägt, friert man ein klein wenig, und dann ist das Wetter leichter zu ertragen.

Aber am Himmel steht silbern kündend die Venus als Weihnachtsstern. Sie steht unter der schmalen Sichel des wachsenden Mondes.

An die Weihnachtsbäume gehe ich heran und atme den Duft. Sicher würden sie nicht so duften, wenn es kälter wäre. Sie sind lebendiger und nicht erfroren.

Es gibt Männer, die jetzt schon einen Weihnachtsbaum kaufen, das sind die ganz Vorsichtigen, oder es sind Pedanten, die mit dem Zentimetermaß ankommen. Sie messen die Höhe des Baumes und zählen die Zweige, ob sie auch alle Kugeln unterbringen können, oder ob sie zu wenig haben. Vom Tisch aus muß er bis zur Decke reichen, aber oben müssen noch die beiden Engel angebracht werden, die fast wie eine Wetterfahne den Baum krönen. Jetzt hat er Zeit auszusuchen; denn der Händler hat noch nichts zu tun und die himmlische Wetterfahne ist noch von den Großeltern.

Die Hälfte der Kugeln ist alt, und die Glasscherben, die in Moos unter den Baum gestellt werden, und an deren Teichrand holzgeschnitzte Schafe aus dem Erzgebirge weiden. Die Hirten schauen gen Himmel an den Sternenkugeln des Baumes vorbei zu den Engeln an der Spitze, die wohl verkünden.

Genau so wurde der Baum bei den Großeltern aufgebaut, das ist doch eben das Geheimnis: Wenn man es nicht genau so macht wie bei den Eltern und Großeltern, dann ist es kein Mysterium mehr. Heilige Dinge sind nur durch uralte Formeln an die Erde zu fesseln. Ich sitze am Bürgersteig, lebe meiner Melancholie, und schnappe auf, was der Käufer breit und wohlgefällig erzählt.

Aber schließlich findet er doch nicht den richtigen Baum; vielleicht bohrt dieselbe Unruhe in ihm wie in mir, und er wollte sich nur unterhalten.

Neben den Weihnachtsbäumen hat ein Mann einen kleinen Tisch aufgebaut, der von einer Azetylenlampe erleuchtet wird. Er preist Fleckwasser als unentbehrlich für Weihnachten an, aber keiner fällt darauf herein und kauft.

Er sieht aus wie ein holzgeschnitzter mittelalterlicher Petrus, ganz unberlinisch. Ich rutsche wie ein Kind den Bürgersteig entlang, bis ich bei ihm sitze.

„Warum ist denn Fleckwasser für Weihnachten unentbehrlich?" frage ich.

„Aber Vater", er ist nicht einmal schlecht gelaunt, „da knabbert ihr doch die Gänseknochen ab und eßt fetter als sonst, das gibt Flecken, Vater."

Richtig, das sah ich ein, das war normal und auf der Erde, aber dann ließ er seinen Petruskopf spielen:

„Herr, jeder sollte so ein Fläschchen in der Tasche tragen. Wissen Sie, nur so als Symbol sozusagen, damit er daran denkt, und dann soll er seine Jahresflecken vornehmen und sie alle noch vor Weihnachten entfernen. Jetzt ist noch Zeit."

Ja, da fiel mir etwas ein. Ich kaufte schleunigst ein Fläschchen; ich glaube es war viel zu teuer. Und ich ging nun schnell mindestens 15 Minuten und klingelte an einer Tür: „Ja du, was ich vorgestern gesagt habe, war gar nicht so gemeint. Ich bin nervös, weiß auch nicht warum."

Und ging weiter. Dem Fritz wirst du eine Kleinigkeit schenken, und dann die große Sache, ich seufzte tief auf, die wirst du jetzt auch in Ordnung bringen. Eigentlich könnte ich schon einen Weihnachtsbaum kaufen. Er muß doch eine ganz bestimmte Größe haben.

Mangunsmang.

Der ewige Kiebitz.

Du siehst ihn stets bei Schach und Skat,
Er gibt dir gnädig manchen Rat
Und meckert oft dazwischen.
Selbst mitzumachen, liegt ihm fern;
Er redet nur und pflegt sich gern
In jedes Spiel zu mischen.

Er prophezeit den Spielverlauf,
Er drängt dir seine Meinung auf
Und tadelt überlegen.
Ob er nun jung ist oder alt —
Er ist durch nichts als durch Gewalt
Zum Schweigen zu bewegen.

Er lächelt weise und gelehrt.
Was du auch tust: es ist verkehrt —
Er würde anders handeln.
Und wenn er merkt: du denkst wie er,
Dann würde dieser Mann sich sehr
Ins Gegenteil verwandeln.

Dem Kiebitz liegt ja nur daran,
Daß er dazwischenreden kann,
Um seine Kunst zu zeigen.
Er ist von sich so überzeugt,
Daß er sich vor sich selbst verbeugt,
Wenn wir uns nicht verneigen.

Er ist der Mann der Theorie,
Denn spielen sieht man ihn fast nie —
Er könnte ja verlieren!
Er ist der Mann, der selbst nichts wagt,
Und dem das Zuschaun sehr behagt —
Er kann bloß kritisieren.

Doch nicht allein bei Schach und Skat
Gibt dir der Kiebitz manchen Rat . . .
Auch sonst im Alltagsleben
Guckt er dir bei der Arbeit zu,
Kann alles besser, Mensch, als du,
Und sitzt höchst faul daneben.

Weddy-Poenicke.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.